

Ein Erlebnis, das, in veränderter Form, auch dem gesunden Manne widerfahren kann. Ein bis in das Grausen der letzten Konsequenzen ausgepönnener symbolischer Fall, dem gegenüber die Durchschnittswirklichkeit milde erscheint. Das Todeslied der Liebesvereinigung von Du und Ich. Eine letzte schrille Dissonanz, die alles Leben zerreißt . . .

Doch stets stellt das Leben sich wieder her.

Es faßt auch den Untergehenden mit milder Hand, spielt mit weichen Koselichtern durch die schleichenden Schatten der Verdüsterung . . .

Und auf die bleichen schmerzverzogenen Lippen tritt ein neues Lächeln. Wund und doch friedevoll. Ein Lächeln stillster Resignation. Das Lächeln eines süßen bebenden Stolzes.

Eines ist doch ewig in uns und spottet allem Untergang. Das ist unser ahnendes Sehnen. Das quillt immer wieder leise in uns empor, rinnt mit zagem Strome hinein in die Welt, umschlingt die Welt mit dem unermesslichen Ocean allmächtiger Liebe.

Und abermals sind Du und Ich aufs innigste verbunden, sind Du-Ich. Das Gefühl erhabener Liebe hat alle Schranken gesprengt, alle Verwirrungen gelöst. Das sanfte Hineinsinken in den Untergang hat jetzt nichts Schreckendes mehr. Eine selige Gewissheit wurzelt im dunkelsten Grunde, bleibt unverlierbar. Das Ziel — „ist ein ungeheures Meer des Schweigens“.

Das Individuum geht . . . schwindet hin . . . verlischt. Die Welt aber rast in allen Strömen fort. Strebt immer neuen Zielen, neuen Erfüllungen zu. Auch neuen Schmerzen — gewiß! und neuen Enttäuschungen. Aber stets ist das Leben ins Leben verliebt. Und auch das Allerwinzigste ist ihm wichtig — „die Neugeburt eines Mückleins wohl, das noch zum Licht will“. Damit dieses Mücklein zum Lichte kann, muß die ganze ungeheure Welt weiterbestehen, unaufhörlich Tod und Leben mischend, gehaßt, geliebt, verflucht und immer wieder aufs neue brünstig erschüt.

Und wer erst auf die dummen Ansprüche an ein persönliches Glück verzichtet hat, dem ist die ganze Welt das Glück, das Wissen um die Unendlichkeit, Unzerstörbarkeit des Lebens. Um den nie verhallenden Jubel der Creatur, der in der Wonne des Erstehens und des Sehns das Leben unaufhörlich durchhallt . . .

Haidetraut steck ich an meinen Hut
Und wandre.
Was ist mein Ziel?
Der Ruf eines Vogels
Stoßenhell
Aus einem tiefen,
Fernen Grund . . .

Schlichtere Weisheit, hellere Weisheit hat nie ein Dichtermund zu uns gesprochen. So geht denn endlich hin und lauscht diesem Munde — unseres lieben deutschen Johannes!

Berlin.

Franz Servaes.

Der Weltuntergang.

Wir leben an den Menschen hin und ahnen sie gar nicht. Sie scheinen ihre Seele wie ein böses Geheimnis zu bewahren, als hätten sie sich zu schämen. Jeder zeigt nur seine gemeine Existenz her; was ihm heilig ist, hütet er bei sich und will es nicht belauschen lassen. Bricht einmal das Schicksal dieses tiefe Schweigen auf, so staunen wir. Wie oft haben wir geklagt, einsam zu sein! Aber in solchen Momenten dürfen wir erleben, daß sich unsere Seele an einer anderen wie in einem Spiegel sehen kann. Da möchten wir vor Freude weinen.

Dies hat mich das neue Buch von Vincenz Chiavacci, das „Der Weltuntergang“ *) heißt, wieder fühlen lassen. Wie lange glauben wir doch Chiavacci schon zu kennen! Fidel, mit einer angenehmen Breite, vor Behagen schnaufend, geht er unter uns wie ein lebendes Placat der alten Gemüthlichkeit herum und man denkt wohl: der Glückliche, der heiter das Schöne genießt, wo er es finden mag, ohne erst viel zu zweifeln oder zu fragen! Als ein rechter wienerischer Gourmand des Daseins kommt er uns vor, den kleinen Freuden mit Verständnis zugehen, sich wenig wünschend, nichts befürchtend. Duäle dich nicht, scheint uns seine runde Person zuzuwinken; nimm, was dir der Tag gibt, nimm es mit Dank hin und im übrigen mag das Leben walten, wehre dich nicht, es ist umsonst! Suchen wir einen Namen für sein heiteres Bild, so mag sich wohl Horaz bei uns melden, der milde Sänger der zufriedenen Minuten. In der That, denken wir uns die Gestalt, die die Lieder des Lateiners zeigen, auf wienerisch aus, so steht gleich Chiavacci da. Wir müssen lächeln und werden doch auch ein bißchen neidisch dabei, daß er es so gut hat, sich im Momentanen zu beruhigen und nichts von den Leiden strebender und irrender Menschen zu wissen.

Jeder Wiener kennt seine „Frau Sopherl“. Ich habe mich manchmal gefragt, was denn eigentlich an dieser lustigen Gestalt gar so wirken mag. Es scheint ihr Geheimnis zu sein, daß sie den gesunden Verstand, der sonst leicht etwas Ungemüthliches hat, auf eine zutrauliche, gar nicht pedantische Art uns sozusagen ins Ohr reden läßt.

Was sie am Sonntag über die verlaufene Woche sagt, könnte jeder Prediger sagen, aber sie benimmt sich, als ob es ein Spass wäre. Das ist wienerisch. Die Deutschen glauben an keinen Ernst, wenn er sich nicht gleich durch eine gewisse Gravität der Form ankündigen läßt; was bei ihnen gelten soll, muß einen großen Aufwand von Strenge treiben. Aber da hören die Wiener nicht zu. Wenn man sie verständigen will, muß es im Dialect des Spasses geschehen. Man schreibe einmal die Gedanken der Frau Sopherl auf, ihre Mahnungen und Warnungen würden nicht wirken. Man würde sagen: das muß ein fader Kerl sein! Indem sie aber die einfachen Weisheiten des Verstandes, die uns sad sind, wie spassige Dummheiten vorträgt, verlockt sie uns, aufzupassen. Wir lassen uns von ihr die Wahrheit sagen, weil sie vorgibt, uns nur zu unterhalten.

Wenn man so seit Jahren Chiavacci kennt und seine Weise gewohnt ist, denkt man sich ihn als einen ruhigen Mann des gesunden Verstandes, der sich durch keine Leidenschaft oder Laune der Stunde verwirren oder betrüben läßt, sondern immer seinen klaren Kopf behält, zu klug, um jemals heftig oder streng zu werden, und immer bedacht, spielend seine Wiener Kinder zu erziehen. So hat er manches glückliche und tapfere Wort sagen dürfen, das man einem anderen nicht verziehen hätte. Aber er scheint doch immer im täglichen Getriebe der Leute befangen, als einer, der aufmerkt, was in der Stadt geschieht. Niemals hätten wir ihm zugetraut, daß dieser kluge Berather im gemeinen Leben, unser dicker Freund auch philosophisch werden kann, wo er dann mit Sehnsucht in die Ferne blickt, das Irdische vergißt und das Ewige hegen will. Niemals hätten wir ihm zugetraut, daß er schwärmen kann. Ein schwärmender, träumender Chiavacci, der nach den Sternen schaut! Chiavacci als Novalis oder Maeterlinck! Wer hätte sich das ausdenken können! So leben wir neben unseren Freunden hin und ahnen sie gar nicht. Aber es ist eine tiefe und innige Freude, wenn dann doch einmal das Geheimnis fällt und wir in ihnen, wunderbar!, wie uns selbst erblicken.

Nimmt man das neue Buch von Chiavacci literarisch her, um es an unseren Gewohnheiten und den üblichen Forderungen zu prüfen, so gibt es Anfechtungen genug. Seine Fabel ist dünn und leer, seine Menschen werden in einer alten, abgeblassten und recht kümmerlichen Weise geschildert, es wird nur von ihnen geredet, man hört und sieht sie nicht. Das alles will ich nicht leugnen, aber ich bekenne, daß seit Jahren kein Werk auf das Beste in mir so tief und rein gewirkt hat. Ich hatte das Gefühl, wie wenn in einer schweren Stunde mir eine edle Frau die Hand auf die Stirne legen würde: das Elend unseres Daseins wich von mir und tröstlich sah ich es vor mir glänzen. Denn dieses Buch stellt ein Ideal auf! Das ist seine Größe, das gibt ihm seine unbeschreibliche Macht. Es drückt die Trauer eines guten Menschen aus, der ins Freie blicken möchte. Er ist traurig über unsere mesquine und unwürdige Art zu leben und will sich im Erträumen einer geläuterten Menschheit trösten. Diese läßt er den Mars bewohnen; auf eine wunderbare Weise hat sich dieser Stern der Erde genähert und nun blicken wir empor, sie blicken herab zu uns. Was wir da sehen würden, wird mit Größe verkündet.

Es heißt: „Nach den Mittheilungen der Marsbewohner gab es dort infolge der hochentwickelten Kenntnis der Natur und ihrer geheimsten Wirkkräfte keine Gegensätze, keinen Kampf und Streit. Die Erkenntnis des höchsten Wesens und die Erforschung seiner erhabenen Eigenschaften führte zu einem abgeklärten, hehren, über alle kleinlichen Vorstellungen erhabenen Gottesbegriff, daß der Zweifel verstummte und die dogmatischen Haarspaltereien der Secten gegenstandslos wurden. Ueber ihre Gesellschaftsordnung berichteten sie in den folgenden lapidaren Sätzen: Jeder Marsbürger ist vollberechtigter Erbe alles dessen, was die Marsoberfläche mit dem befruchtenden Sonnenstrahl hervorbringt, und alles dessen, was die vorausgegangenen Geschlechter den Epigonen hinterlassen haben, also des sogenannten geistigen und materiellen Besitzthums. Die befruchtende Sonne und die gebärende Scholle haben ihre Gaben gleichmäßig vertheilt, und jeder Marsgeborene ist Mitherr und Mitgenießer dieser Gaben. — Da alle Marsbewohner Brüder und Schwestern sind, aus denselben Elementen hervorgegangen und an denselben Stern gebunden, so gibt es auch keinen anderen Unterschied zwischen ihnen als den des Alters und der hervorragenden Kenntnisse. Diese Grundsätze der Gesellschaft sind jedem Marsbewohner eingeboren, wie der Glaube an ein höchstes, allerkaltendes, unendlich gütiges Wesen, das sich in allem Leben offenbart und das zu lieben das einzige Gebot der Marsbürger ist. Das Ganze und das Einzelne ist aber ein Einziges, und alle Wandlungen sind nur Schein, welche den Kern der Sache nicht treffen. Die Marsbewohner werden zwar geboren und sterben; sie verlieren ihr Ich, verändern aber nur die Form, um am Urwesen aller Dinge weiterzuleben und weiterzubauen. Deshalb erscheint ihnen der andere als ihr eigenes Selbst, das nur dem ewigen Erscheinungswechsel unterworfen ist. Du bist in allem und alles ist in dir. Dein kleines Ich ist nur ein Tropfen, der von der Welle des Lebens auf kurze Augenblicke emporgeschleudert wird aus dem ewigen Meere des Seins. Nicht länger dauert diese Trennung, als der Tropfen braucht, um wieder in den Ocean zurückzufallen. So sind die Marsbewohner mit ihrem Gotte eins, und so sind sie mit ihrem Nächsten eins. Ihr Ethos, ihr Sittengesetz, baut sich auf dieser festen Grundlage auf:

*) Stuttgart, Verlag von Adolf Bong.